

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 10

Artikel: Der kurierte Griesgram
Autor: Wüterich, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Am jungen Rhein.

Und wiederum steh' ich am rauschenden Rhein,
Den ragenden Felsen zu fügen;
Die Wellen zerschellen am starren Gestein
Und springen und jauchzen und grüßen.

Graugrünlich gischt die Gletschermilch,
Getrübt noch von tosenden Wettern.
Einen Hirtenbuben in grobem Zwilch
Sehe hoch in den Flügen ich flettern.

Einen Steinblock löst er; mit knallendem Schuß
In die Fluten kommt es geslogen;
Der Hirtenknabe hoch über dem Fluß
Stimmt ein in das Brausen der Wogen.

Du jauchzender Knabe, du jauchzender Rhein,
Wie ein Brüderpaar paßt ihr zusammen;
Euer Jubel ruft: Schön ist's, ein Schweizer zu sein
Und dem freien Gebirg zu entstammen!

Emi Hügli, Chur.

Der kurierte Griesgram.

Von Emma Wüterich, Zürich.

Herr Arthur Habermann war ein überaus hässlicher, unzufriedener Mensch, ein Griesgram erster Güte, und doch lag bei ihm durchaus kein Grund vor, das Leben von der düstern Seite aufzunehmen.

Er bekleidete eine höhere Beamtenstelle, bewohnte ein sehr komfortabel eingerichtetes, hübsches Zimmer, stillte seine leiblichen Bedürfnisse in einer der anerkannt feinsten Pensionen der Stadt, und zu alledem beherbergte die Bank in ihrem Schoße ein ganz anständiges Kapital, das er nach und nach glücklich zusammengeerbt hatte.

Tausende hätten ihn gewiß mit Recht um diese Vorzüge beneidet; er aber war und blieb ein unverbesserlicher Griesgram.

Dieses Wesen datierte schon aus seiner Jugendzeit und die Wurzel des Übels war einzig und allein in der weichlichen Erziehung zu suchen.

Frau Habermann verlor ihren Gatten früh und Arthur fing schon in den ersten Höschen an, sich als einziger Herr und Gebieter zu fühlen. Er war der Abgott seiner schwachen Mutter, die, in der falschen Meinung, ihm die Jugend nicht zu trüben, jeden Fehler durchgehen ließ, wenn nicht gar noch beschönigte.

Kam der kleine Arthur heulend von der Straße herein, weil ein anderer Knirps es gewagt, vom Rechte des Stärkeren Gebrauch zu machen, dann nahm ihn die Mutter auf den Schoß, half ihm weidlich schimpfen über den Attentäter und trocknete seine Tränen durch Verabreichung eines Stückes Chokolade oder sonst von etwas Süßem.

Wenn der Kleine trotz seinem vielen Spielzeug über lange Weile klagte, dann kramte die Mutter in ihrem reichen Schatze von Trostesworten herum und überschüttete ihn damit; klagte er aber nicht und war ausnahmsweise stillvergnügt, dann war sie imstande, ihn zu fragen, ob er ganz zufrieden sei.

Plötzlich kam es ihm dann in den Sinn, daß noch dies und jenes fehlte zu seinem vollkommenen Glücke, und Klagelieder aller Art wurden angestimmt.

Auch in späteren Jahren kam es seiner Mutter nie in den Sinn, wenn Arthur dies und jenes an andern Leuten auszusetzen hatte, ihn auf seine eigenen Fehler aufmerksam zu machen und ihn aufzufordern, die Schuld einmal bei sich selbst zu suchen. Nein! sie sagte weit eher, das sei doch unverschämt und er solle nur warten, dem oder der wolle sie auch etwas in die Beize tun. Und wenn auch die Rache gewöhnlich in der Beize blieb, so hatte doch Arthur die Genugthuung, daß die Mutter seine Partei genommen und über die Angeklagten den Stab gebrochen.

Bei dieser Erziehung war es gar nicht anders möglich, als daß der Knabe eigensinnig und gehässig wurde, und nach und nach machte er seine Mutter, die ihm in ihrer Kindheit jeden Stein aus dem Wege räumen wollte, zum hauptsächlichsten Opfer seiner Launen.

Mit zwölf Jahren war er ihr schon über den Kopf gewachsen, und wenn sie nicht alle seine Wünsche erfüllte und auf jede seiner Ideen einging, so wurde er störrisch. Wohl sah es die Mutter mit der Zeit ein, wie sehr sie den Jungen verzog, aber die Energie fehlte ihr, ein anderes Erziehungssystem einzuführen; sie hatte zwar einige Male einen Anlauf dazu genommen, ein strenges Gesicht und eine konsequente Haltung zu zeigen, aber der Widerstand, den ihr der Junge leistete, brachte sie bald wieder ab von ihren Vorsätzen.

Der unangenehme Charakter machte sich natürlich auch in der Schule geltend. Arthur wollte alles besser wissen als seine Kameraden, machte giftige Bemerkungen zu ihren Gesprächen und legte beim leisesten Vorwurf des Lehrers in bitterem Groll den Kopf auf den Tisch. In der Lehre, die er in einem Bankgeschäfte machte, ward er bei Prinzipal und Kollegen gleich unbeliebt. Als Rechthaber suchte er mit seiner Meinung hartnäckig und beständig durchzudringen und wenn er auch auf Widerstand stieß und sein eigensinniges Be-

nehmen von seinen Vorgesetzten oft scharf gerügt wurde, so vermochte das seinen harten Kopf nicht linder zu machen.

Kurze Zeit nach seiner Ernennung zum Angestellten starb seine Mutter und hinterließ ihm außer dem angenehmen Kapital gar manches Unangenehme, nämlich viele Fehler, die ihm und andern das Leben dornenvoll gestalteten.

Er konnte sich an nichts freuen, weder an der Kunst, noch an der Natur und versuchte nicht, den Menschen ihre guten Seiten abzugewinnen.

Regnete es, so schimpfte er über das miserable Wetter, strahlte die Sonne in ihrem schönsten Glanze, dann zog er brummend den Rock aus und beklagte sich über die unerträgliche Hitze. War viel zu tun im Bureau, dann liebte er es, sich mit einem geplagten Lastthiere zu vergleichen und bedauerte sich herzlich; fehlte es an Arbeit, so saß er aufgeregte an seinem Pult, trommelte mit den Fingern auf dessen Deckel, und die Langeweile verzehrte ihn. Mißmutig sah er nach der Uhr, und wenn diese endlich die Erlösungsstunde schlug, so machte er sich unter innerlichen Verwünschungen über seine unerträgliche Stellung auf den Weg zum Essen.

Die gut bediente Tafel vermochte nicht, ihm bessere Stimmung zu bringen, beständig nörgelte er über die Speisen, und gequält klang sein Beitrag zur allgemeinen Unterhaltung.

Seine jeweiligen Logisgeberinnen waren auch nichts weniger als entzückt von ihm, und er mußte samt seinen schönen Möbeln recht oft umziehen. Entweder kündigte er um einer Kleinigkeit willen, oder es wurde ihm der Laufpaß gegeben wegen seiner Unerträglichkeit und seiner übertriebenen Anforderungen. Kinder mochte er nicht leiden und wohnte daher immer bei Leuten, die keine besaßen. Das Bellen eines Hundes ließ ihn krampfhaft die Faust ballen, und ein Käzchen, daß sich ihm schmeichelnd nähern wollte, verursachte ihm Gänsehaut. Klavierspiel verbat er sich zwischen den Bureaustunden und flogte, wenn ihm nicht gewillfahret wurde, heftig an die Wand. Ferner mußte das Zimmer im ersten Stock liegen und sehr sonnig sein; trotzdem durfte die Sonne seine Beluschemöbel nicht bescheinen. Auch schöne Aussicht forderte er und freundliche Bedienung, die jedoch durch ihn selbst bald genug sauer wurde. Und die krankten Tage! Du liebe Zeit, was hatte da seine Umgebung zu leiden. Schon beim geringsten Katarrh meinte er schnurstracks seine Seele aufgeben zu müssen, klagte wohl zehnmal des Tages, man sei doch übel versorgt mit fremden Leuten und bedauerte sich gar innig. Blieb seiner Ansicht nach der Tee zu lange aus, so brummte er, ob er wohl verdursten müsse; erkundigte sich eine barmherzige Samariterin öfters nach seinen Teegelüsten, so schrie er sie an, ob sie ihn im Tee ersäufen wolle. Nichts konnte man ihm recht machen, gar nichts, und war er in gesunden Tagen ein widriger Kumpan, so wurde er in kranker geradezu ein Tyrann, dem es nicht in den Sinn kam, sein letztes Stündlein de- und wehmütig herankommen zu lassen, trotzdem er mit Vorliebe seine Nähprophezeite.

Mit Frau Zwack, bei der er gegenwärtig lebte, stand er auch fortwährend auf Kriegsfuß; er ließ sich nichts gefallen — sie erst recht nicht und die bösen Worte flogen nur so hin und her, wie giftige Pfeile. Der Gedanke, hier je krank zu werden, erfüllte ihn mit Grauen, denn er war überzeugt, Frau Zwack würde ihm den Kaffee mit Gift mischen.

So führte denn Herr Arthur Habermann ein recht betrübliches Leben, sich selbst zur Last und Niemandem zur Freude, und es wäre wohl so geblieben, wenn nicht ein Zufall das Griesgrämliche tüchtig aus ihm herausgeschüttelt hätte.

Er spazierte eines Sonntags auf einen Berg, brummte vor sich hin über die vielen Städter, die auch hinauf kamen, hatte kein Auge für die wundervolle Alpenkette und kein Ohr für das fröhliche Gezitscher der Vögelein. Oben angelangt, ging er dem Menschenstrom aus dem Wege und verlor sich seitwärts im Walde. Plötzlich stolperte er, fiel der Länge nach zu Boden und — konnte nicht mehr aufstehen. Das war nun eine heitere Geschichte. Er rief um Hilfe, aber umsonst, es hörte ihn niemand. Wohl sah er durch die Tannen das Dach eines Hauses, aber vielleicht hatte der schöne Tag seine Bewohner auch ins Freie gelockt. Endlich sah er zwischen den Bäumen etwas Helles schimmern und hörte Kinderstimmen; er stöhnte laut und diesmal nicht vergeblich. Ein Mädchen kam eilends zur Stelle und als es den Verunglückten sah, versprach es, sofort Hilfe zu holen. Vater und Mutter des Kindes kamen sogleich aus dem Hause und trugen den ächzenden Fremden in ihre Wohnstube, einen bescheidenen, aber heimeligen und sauberen Raum. Frau Hell sandte augenblicklich einen Knaben zum Arzt, denn der Fuß schwoll bedenklich an. Bei der ärztlichen Untersuchung, die allerdings sehr schmerzhaft sein mochte, tat sich Herr Habermann nicht den geringsten Zwang an. Er brüllte wie ein angeschossener Bär, so daß die Kinder angsterfüllt ins Freie flohen und Stöffeli seinen Bruder fragte: „Gelt du, sie töten ihn?“ Der Arzt meinte mit einem ziemlich spöttischen Blick: „Sie sind aber wirklich ein Held!“

Der Fuß war nicht gebrochen, doch arg verstaucht. Der Doktor versprach, den selben Abend noch Träger zu schicken zum Transport in das Spital.

„Transport, Spital,“ — Schreckensworte! Sie machten den Kranken erzittern; kleinmütig sagte er: „Ach nein!“ „Was, ach nein?“ herrschte ihn der Arzt an, wollen Sie lieber in Ihre Wohnung gebracht werden? In seine Wohnung, zu Frau Zwack? Nein, ums Himmelswillen, nur das nicht. Und abermals lispelte er: „Ach nein!“ . . . „Ja was zum Ruckuck wollen Sie denn eigentlich? Sie können doch nicht hier bleiben?“

„Vielleicht doch“, flüsterte der Patient mit einem bittenden Blicke nach Frau Hell. Diese beriet sich einen Augenblick mit ihrem Mann und sagte dann in festem Tone: „Wenn's dem Herrn so viel daran gelegen ist, hier zu bleiben, so könnte ich das kleine Zimmerchen herrichten, aber ich sage es offen, wir leben in äußerst einfachen Verhältnissen. Das Essen kann im nahen Kulmhotel geholt werden, aber was die übrige Pflege anbetrifft, wird der Herr oft eines

und vielleicht manchmal beide Augen zudrücken müssen. Und wo acht Kinder zusammen plaudern, geht es auch nicht just leise zu!"

Acht Kinder! Herrn Habermann überkam ein gelindes Grauen.

"Und ich," sprach der Arzt, "kann nicht mehr als zweimal in der Woche den Berg heraufkommen. Die Verletzung ist zwar ungefährlich, aber sehr langweilig und erfordert ziemlich viel Pflege; ich glaube darum, meine gute Frau Hell, sie muten sich da zu viel zu. Überlegen Sie sich die Sache nochmals gründlich!"

Wieder schaute Herr Habermann flehentlich wie ein verwundetes Reh nach ihr hin, ihr weiches Herz siegte und sie gab ihre Einwilligung, trotzdem ihr Mann sie fortwährend verstohlen an der Schürze zupfte und der Arzt, im Einverständnis mit ihm, heftig abwinkend mit den Augen zwinkerte. Das kleine Zimmerchen wurde nun in aller Eile hergerichtet und Herr Habermann mit vereinten Kräften auf das saubere Bett gehoben, was natürlich nicht ohne heftiges Ächzen ablief. Die erste Nacht verlief unruhig und der Patient klagte über manches. Frau Hell tröstete ihn, so gut sie konnte; sie setzte sich ein Weilchen zu ihm und erzählte von ihren Verhältnissen; ihr Mann sei Briefträger und habe einen mühsamen Dienst; es werde ihnen manchmal schwer, mit dem kleinen Gehalt auszukommen, doch mit Gottes Hilfe sei bis jetzt alles recht gegangen. Sie wollte auch über gar nichts klagen, wenn nur der Adölsli gesund wäre, aber leider sei keine Hoffnung mehr auf Genesung.

Vor einigen Tagen noch hätte Herr Habermann die Frau sicher unterbrochen und sie gefragt, ob sie eigentlich meine, ihre Lebensgeschichte interessiere ihn?

Jetzt aber hörte er geduldig zu. Am Nachmittag sandte er Frau Hell mit Briefen und Baarschaft in die Stadt hinunter. Sie mußte allerlei Proviant und Medikamente besorgen und suchte dann Frau Zwack auf, um sie zu bitten, für den morgenden Tag Kleider, Wäsche und Bücher bereit zu halten. Als sie von Herrn Habermanns Unfall erzählte, schlug die Logisfrau vergnügt in die Hände und rief: „Was, das Bein hat er verstaucht? Wenn er nur das Maul auch verstauchen würde! Ich möchte es ihm von Herzen gönnen. Na! aber Sie haben sich da ein nettes Süpplein eingebrockt. Geben Sie acht, der Sauertopf wird es Ihnen bald gehörig versalzen!"

Frau Hell unterbrach den gewaltigen Redestrom, indem sie sagte, sie müsse gehen, der Heimweg sei noch gar lang.

Sie fand es nicht schön, daß Frau Zwack so böse redete von Herrn Habermann, der ihr doch zu verdienen gab, und währenddem sie den Berg bestieg, nahm sie sich allen Ernstes vor, zu versuchen, an dem sogenannten „Sauertopf“ etwas Gutes herauszufinden.

Während ihrer Abwesenheit guckten die Kinder neugierig durch die Türspalte ins Krankenzimmer: Stöffeli fand sogar den Mut hineinzugehen und dem Patienten einen Blumenstrauß aufs Bett zu legen.

„Stadtherr,“ ließ er sich schüchtern vernehmen, „bist du noch lebendig?“ Habermann mußte unwillkürlich lächeln: „Hast gemeint, du müßtest sterben?“ fuhr der Kleine fort, „nein, nein, sei du nur zufrieden, das Mutterli und der liebe Gott machen dich schon wieder gesund!“

Wie sonderbar ihn dieses Gespräch berührte! Er mochte sonst die Kinder nicht gerne leiden und die, die in seiner Nähe wohnten, mußten das und gingen ihm scheu aus dem Weg. Und nun kam so ein kleines Menschlein an sein Lager, ihn mit freundlichen Worten zu trösten. Es ward ihm ganz eigen ums Herz. —

Nun wagten sich nach und nach auch die andern Kinder herbei und betrachteten ihn halb neugierig, halb mitleidig. Lina meinte, er sei sicher lieber hier als in den grauen Stadtmauern, denn vom Fenster aus sehe er ja den Wald, die Berge und die liebe Sonne. Fritz begann ein Loblied auf die herrliche Geißmilch, und Stöffeli prophezeite ihm baldige Genesung wegen der guten Luft.

Jedes mußte etwas vorzubringen, und Herr Habermann, ganz gegen seine Art, duldete ihre Gesellschaft.

Als Frau Hell zurückkam, wurde sie von den Kindern mit Jubel empfangen. Sie verwies es ihnen, daß sie den kranken Herrn gestört, er aber beklagte sich darüber nicht im geringsten.

Nun befahl die Mutter: „Lina, du kannst die Suppe kochen, und wenn sie fertig ist, gibst du, Martha, den Kleinen davon und bringst sie dann zu Bett. Fritz und Stöffeli, ihr melkt die Geiß und Ida schält Kartoffeln. Wenn ihr recht fleißig seid, dürft ihr morgen mit dem Karren in die Stadt hinunter fahren und dem Herrn Habermann seinen Koffer holen. Alle jauchzten und gingen willig an ihre Pflicht.

Der Kranke staunte über das eben Gehörte. Also die Kinder mußten schaffen, und als Belohnung stellte ihnen die Mutter in Aussicht, morgen den Karren mühsam den Berg herauf schleppen zu dürfen. Was gab es denn da noch zu jauchzen? Er würde sich als Knabe jedenfalls höflich bedankt haben für ein solches Ansinnen. Diese Frau verstand es ohne Zweifel, ihre Kinder musterhaft zu erziehen. Ihr Wesen machte Eindruck auf ihn und er begann im stillen sie zu bewundern. Überhaupt lernte er nachdenken in diesen Tagen, da er in seiner Hilflosigkeit so ganz auf die Güte der Menschen angewiesen war, und er erwog den ungeheuern Abstand zwischen diesem Weib und sich selbst. Ihm fehlte nichts zu einer sorgenlosen Existenz, und doch war er dabei immer unzufrieden und verdrießlich; sie aber entbehrte oft das Allernotwendigste und bewahrte dabei einen heitern Sinn, ja, sie richtete sogar ihren Mann wieder auf, wenn er keinen Ausweg mehr sah aus aller Kummernis. Er mochte niemand leiden, und hier wurde kein böses Wort geduldet über andere und jedermann geachtet; so erhielt Fritz eines Tages, als er heim kam und klagte, der Grobian von Lehrer habe ihm auf die Finger geschlagen, als Belohnung zwei

machere Ohrfeigen von der Mutter, eine dafür, daß er Schläge erhalten mußte und die andere für den „Grobian“. Herr Habermann mußte unwillkürlich daran denken, wie ihm die Mutter geholfen hätte, über den Lehrer losziehen und wie diesem jedenfalls etwas in die Beize gelegt worden wäre.

Und als Ida einmal beim Mittagessen erzählte, Wagners Kari sei ein Böser, da fragte die Mutter ihr Kind: „Was meinst, Ida, wärest du besser, wenn du bei fremden Leuten sein müßtest und niemanden hättest, der dir sagt, was recht und was unrecht ist?“ Da wurde Ida rot und sagte: „Mutter, ich will ihm nicht mehr böse sein!“

Aber auch an sich selbst erfuhr Herr Habermann einige Müsterchen ihrer vortrefflichen Erziehungsmethode. Als er in den ersten Tagen an manchem etwas auszusetzen hatte, da blieb Frau Hill ganz ruhig und gab sich den Anschein, gar nichts gehört zu haben. Sie behandelte ihn so freundlich wie immer. Bald aber nahm seine schlechte Laune einen kräftigeren Anlauf und kam richtig zum Ausbruch. Jetzt aber sprach seine Pflegerin ruhig, aber entschieden:

„Herr Habermann, ich sehe, es geht nicht mehr. Ich habe Ihnen versprochen, mein Möglichstes zu tun für Sie und habe sicher mein Wort gehalten. Auf unsere ärmlichen Verhältnisse habe ich Sie ehrlich aufmerksam gemacht und nun nörgeln Sie an allem herum. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich um den Krankenwagen schreibe, denn es fehlt mir wirklich an Zeit und Lust, Ihre schlechten Launen zu ertragen.“

Da wurde Herr Habermann freundlich und gab sich Mühe, brav zu sein wie ein Kind, das Schläge gekriegt hat, und Frau Hill geduldete sich von neuem. Aber wenn sich wieder eine ungute Stimmung in ihm rührte und ihn quälte, dann mußte er ihr doch Luft lassen, denn das Darniederhalten derselben war eine Kunst, die sich nicht so schnelle lernen ließ. Wie sollte er das anfangen, um nicht wieder das Gespenst des Krankenwagens heraufzubeschwören. Er begann sich selbst herzlich zu bedauern und zu beklagen, sagte, wie das doch traurig sei, bei diesem prächtigen Wetter an den Lehnstuhl gebannt zu sein, um dann, falls die Genesung überhaupt endlich eintrete, vielleicht seiner Lebtag die verletzete Stelle zu spüren; er meinte, es wäre besser gewesen, wenn er gleich hätte sterben können, statt wie eine solche Zeit durchzumachen.

Da holte Frau Hill ihren Adölsli und brachte ihn auf den Armen getragen; er war ein elendes Krüppelchen und hatte die Hustgelenkentzündung; zweimal war er schon operiert worden und nun konnte er sich auch an den Krücken nicht mehr fortbewegen, sondern blieb an sein Schmerzenslager gebannt. Mit Tränen in den Augen sprach Frau Hill: „Da, Herr Habermann, nehmen Sie sich das Adölsli zum Muster; das leidet nun schon zwei Jahre. Gestern haben wir es aus dem Spital geholt; ja, Herr Habermann, die Schwester Hildegard hat geweint, als sie von ihm Abschied nahm, denn sie sagte, ein lieberes, geduldigeres Buebli habe sie noch nie gesehen.“ Als die Frau das kranke Kind wieder forttrug, da neigte das große Kind sein Haupt und ging

in sich, und was sich schon zu Anfang seines Hierseins in seiner Seele geregt, und was Frau Hell noch nicht fertig gebracht — das vollendete nun dieser kleine Dulder. — Herr Habermann wurde demütig. Riesengroß erhoben sich seine Fehler vor seinem innern Auge und klagten ihn an; immer und immer wieder mußte er Vergleiche anstellen zwischen sich und diesen Menschen und immer zog er den kürzeren. Und als dann nach einigen Tagen das Adölsli sein müdes Haupt für immer niederlegte, da ließ er seinen Lehnstuhl an sein Sterbebett rollen. Da saß er vor ihm und staunte und staunte, und von dem weißen Märtyrergesichtchen, das zu lächeln schien, ging ein heiliger Friede in seine Seele über und läuterte sie für immer. Stark und schön ertrug Frau Hell den großen Schmerz um das geliebte Wesen; wenn sie allein war, dann wischte sie verstohlen die Tränen aus den Augen, daß der Kranke sie nicht sehe; kamen aber ihre Lieben heim, dann bewältigte sie mutig ihr Leid, tröstete die andern und sprach fast freudig: „Weinet nicht, gönnt ihm die Ruhe.“ „Gute, brave Frau!“ kam es leise aber inbrünstig von Herrn Habermanns Lippen, er kehrte sich gegen die Wand, weil ihm die Augen naß wurden. Aber er brauchte sich nicht zu schämen, denn sie schwemmten ihm aus dem Herzen die letzte Bitterkeit fort. Der neue Mensch in ihm war erstanden.

Er beklagte sich über nichts mehr und wenn sich in seinem Kopf wieder unzufriedene Gedanken regen wollten, so dachte er an das stille Adölsli. Er wurde zugänglich für die Liebe und versuchte sie zu erwidern, so schwer es ihm auch anfangs wurde.

Mit den besten Vorsätzen verließ er nach sechs Wochen das Briefträgerhäuschen, von Dank erfüllt gegen die guten Menschen, insbesondere für die Frau, die ihn erzogen.

Seine Kollegen, die Tischgesellschaft und Frau Zwack, alles wunderte sich über sein verändertes Benehmen und freute sich nicht minder darob. Letztere tat sogar ein übriges, indem sie auch mildere Saiten aufzog und ihrem Widerspruchsggeist Zügel anlegte.

Am meisten aber freute sich Frau Hell und die Jhren, wenn der freundliche Herr Habermann Sonntags ihr Häuschen besuchte, die denkwürdige Stätte, wo er vom Griesgram zum Menschenfreund verwandelt worden, und wo nicht nur das kranke Bein, sondern auch die Seele genas. Ende.

Quersprüche.

Für einen Bazen eigene Ehrlichkeit ist uns mehr nütz, als alle Frömmigkeit der Erzväter, die unsere Ahnen sind. Wie mancher ist schon aufgeknüpft worden, der in gerader Linie von Abraham abstammte!

Lichtenberg.

Ich habe nichts gegen das überlieferte Bild: Der Ruhm der Ahnen sei uns ein Schirm. Sorgt nur dafür, daß er keine Löcher bekommt. —

Sei, was du dich nennen möchtest.

H. V.